

JENSEITS DES ÜBERLEBENS
VON Breslau NACH AUSTRALIEN

Editorische Anmerkung

Die englische Fassung *Beyond Survival* wurde von Barbara Kurowska (Stiftung Denkmal) in die deutsche Sprache übertragen.

Kenneth James Arkwright

JENSEITS DES ÜBERLEBENS VON Breslau NACH AUSTRALIEN

Herausgegeben von Katharina Friedla und Uwe Neumärker

Impressum

Herausgegeben von Katharina Friedla und Uwe Neumärker
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

1. Auflage 2011

V. i. S. d. P. / Redaktion: Uwe Neumärker

Umschlagabbildung: Kennkarte von Klaus Aufrichtig, 19. Juli 1939.

Satz, Gestaltung und Litho: buschfeld.com – graphic and interface design, Berlin

Druck und Bindung: MKL Druck GmbH & Co. KG, Ostbevern

Sämtliche Ergebnisse bzw. Informationen
beziehen sich auf den Stand vom 30. November 2010.

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-942240-03-1

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.stiftung-denkmal.de



INHALT

1. Jenseits des Überlebens	6
2. Der Anfang	6
3. Gerüche	9
4. Meine Helden	13
5. Boykott	18
6. Der Sturm braut sich zusammen	22
7. Inferno	28
8. Die Tür fällt zu	35
9. Auf nach Nirgendwo	40
10. Die Lage spitzt sich zu	44
11. Die Umsetzung der ›Endlösung‹	47
12. Zusehen und Warten	53
13. Die Reise geht weiter	58
14. Die Lager	65
15. ›Weihnachtsbäume‹	71
16. Lehm und Essig	75
17. ›Schwanzparade‹	80
18. Löwenstein	83
19. Weihwasser	85
20. Das Kanu	88
21. Das Ende vom Anfang	93
22. ›Halka‹	96
23. ›Porta Coeli‹	99
24. Das einbeinige Mädchen	106
25. Hebräischunterricht	111
26. Die Prinzessin	115
27. Der Hund	119
28. Terra Australis	122
29. Ausklang	125
30. Familie	128
Nachwort ›Zweifach vertrieben, Zweifach vergessen‹	136
Auswahlbibliografie	149
Abbildungsnachweis	152
Ortsnamenkonkordanz	153
Stadtteile Breslau	153
Straßen in Breslau	153
Abbildungen	154 – 181
Übersichtskarte	182 – 183

1. JENSEITS DES ÜBERLEBENS

Ich bin Jude. Zwischen 1933 und 1945 lebte ich in Deutschland, im Land meiner Geburt, mit vielen, die vernichtet wurden, und den wenigen, die den Holocaust überlebten.

Damals kam es mir nie in den Sinn, dass mein täglicher Kampf ums Überleben mich eines Tages an das unvermeidbare Ende meines Lebens führen würde. Mit jedem Tag, der vergeht, gibt es mehr Vergangenheit, auf die ich zurückblicken kann, und weniger Zukunft, die auf mich zukommt.

Ich habe gelernt, dass das Leben eine Reise ist. Erfüllung findet man nicht auf einem Gipfel unterwegs, sondern in dem man den gesamten Weg von der frühen Kindheit bis ins hohe Alter beschreitet.

Ich bereue nichts, verspüre keinen Hass, beanspruche keine Privilegien – ich bin zutiefst dankbar für jeden Augenblick meines Lebens und jede Begegnung auf meinem Weg.

Meine Freunde und meine Feinde, das Tageslicht und die Stunden der Dunkelheit haben mich gelehrt. Ihnen verdanke ich die Erkenntnis, dass der Sinn des Lebens nichts jenseits des Überlebens zu finden ist, sondern darin, meine Mitreisenden an den gewonnenen Lehren teilhaben zu lassen.

Es mussten fünfzig Jahre der Auseinandersetzung mit diesen Ereignissen vergehen, bevor ich das Bedürfnis verspürte, über meine Reise zu schreiben. Möge die Welt von gestern allen, die die Welt von morgen aufbauen, Mut und Hoffnung schenken!

2. DER ANFANG

Ich kam am Dienstag, den 16. April 1929, um Viertel zwei in der Früh in Breslau zur Welt. Schon damals muss ich dickköpfig gewesen sein. Frau Weinhausen, die Hebamme, hatte beträchtliche Schwierigkeiten, mich aus der Sicherheit des Mutterleibs herauszubugsieren – hinein in eine Welt, die gerade dabei war, sich in eine Wirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit und politischen Extremismus zu stürzen. Frau Weinhausen sah sich dazu gezwungen, Frau Doktor Berg-Platau, die Geburtshelferin meiner Mutter, hinzuzuziehen. Frau Doktor Berg-Platau war eine Freundin der Familie. Wenige Tage nach meiner Ankunft wanderte sie nach

Palästina aus. Sie und ihre Familie waren Zionisten – eine Weltsicht, die unsere Familie und die meisten unserer Freunde als fehlgeleitet ansahen, da sie zu der Zeit unser deutsches Vaterland ohne Einschränkung als ihre Heimat betrachteten.

Am Dienstag, den 23. April 1929, morgens um halb elf, führte mich Doktor Schlesinger in den ›Bund mit Abraham‹ durch den Ritus der Beschneidung ein. Ich habe mir sagen lassen, dass dies ein großes Ereignis für unsere Familie war. Um ehrlich zu sein, kann ich mich an nichts erinnern! Alfred Redlich, der Cousin meines Vaters, war mein Pate. Wer hätte damals erahnen können, dass Alfred, seine Frau Käthe und ihr Sohn Walter im November 1941 nach Kaunas, Litauen, deportiert werden würden? Am Morgen des 29. November 1941 wurden 939 jüdische Frauen und Männer (durchschnittlich 42 Jahre alt) und 66 Kinder im Alter von bis zu zehn Jahren aus Breslau im dortigen IX. Fort erschossen. Meine Verwandten gehören zu ihnen.

Die ersten vier Jahre meines Lebens verliefen ganz normal, obwohl sie mit dem Verfall der Weimarer Republik zusammenfielen. Das demokratische Deutschland kämpfte auf verlorenem Posten gegen seinen schwersten Feind, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei unter der Führung Adolf Hitlers. Zwei Monate nach meiner Geburt kehrte meine Mutter zur Arbeit in den Betrieb meines Vaters zurück. Meine Großeltern beaufsichtigten von nun an meine Erziehung, und sie verwöhnten mich nach Strich und Faden. Gelegentlich sahen sich meine Eltern deshalb gezwungen, Korrekturmaßnahmen einzuleiten. Der Gegensatz zwischen der Sanftmut meiner Großeltern und der eisernen Disziplin meiner Eltern sorgte in mir aber nie für Verwirrung. Ich betrachtete sie als zwei unterschiedliche Ausdrucksweisen liebevoller Sorge und Aufmerksamkeit.

Mein Leben begann so richtig erst nach meinem dritten Geburtstag. Am 1. Oktober 1932 wurde ich in einen kleinen privaten *Montessori*-Kindergarten, der sich in einer palastartigen Wohnung in der Kaiser-Wilhelm-Straße befand, eingeschrieben. Der Kindergarten wurde von einer jüdischen Professorin der Erziehungswissenschaft an der Breslauer Universität, Frau Stern, geleitet, die mithilfe der fünf dort angestellten Lehrer Forschung zu frühkindlichen Verhaltensweisen betrieb.

Wir durften uns immer nur ein Spielzeug aussuchen, das wir eine ganze Stunde lang nicht gegen ein anderes tauschen konnten. Wenn die Stunde vorbei war, mussten wir das Spielzeug zurückgeben. Jeder hatte auch eine Topfpflanze, um die er sich kümmern musste. Die zwanzig Töpfe standen nebeneinander auf einer Bank, und an jeder Pflanze hing ein Namensschild. Für Pflanzen, die aus Vernachlässigung eingingen, gab es keinen Ersatz. Ein Topf mit einer eingegangenen Pflanze, der neben einer blühenden Pflanze stand, sprach Bände. Weiteres Lob oder Züchtigung waren überflüssig. Wir mussten eine ›leise Stunde‹ einhalten, während der niemand sprechen durfte. Jedes Kind erhielt nur ein einziges Blatt Papier und Buntstifte. So mussten wir genau überlegen, bevor wir den Stift ansetzten. All das diente dazu, uns zu nachdenklichen und zuvorkommenden Menschen zu erziehen und eine geordnete Welt schätzen zu lernen. Die täglichen Berichte über mein Verhalten existieren bis heute, und sie gewähren mir Einblicke in die Herausbildung meiner Denkvorgänge und Einstellungen.

Nachmittags spielte mein Kindermädchen Lotte Abraham, eine ausgebildete Kindergärtnerin, mit mir und unternahm mit mir Ausflüge zum nahegelegenen Kaiser-Wilhelm-Platz. Die Eins-zu-eins-Beziehung zu Lotte, im Gegensatz zum Gruppenumfeld im Kindergarten, lehrte mich, die Einzigartigkeit und Liebenswürdigkeit jeder menschlichen Seele wertzuschätzen. 1997 besuchte ich Breslau, das die Polen ›Wrocław‹ nennen. Der Kaiser-Wilhelm-Platz hieß nun ›Plac Powstańców Śląskich‹ [Platz der schlesischen Aufständischen]. Der Sandkasten, in dem Lotte und ich gespielt hatten, war noch da, aber Lottes Leben war in den Gaskammern von Auschwitz ausgelöscht worden.

Die drei Jahre im Kindergarten (1932 bis 1935) führten mich in eine Welt, die es wert ist anzustreben. Sie lehrten mich den Unterschied zwischen Recht und Unrecht. Doch die Welt bewegte sich in die entgegengesetzte Richtung. Am Eingang meiner Lieblingseisdiele hing nun ein Schild: ›Juden unerwünscht‹. Auf Parkbänken hatte man mit Schablonen den Spruch ›Nicht für Juden‹ gemalt. Diese Parolen verschwanden im August 1936, während der Olympischen Sommerspiele im Deutschen Reich, für einen Monat. Der Mann, der Luftballons, Spielzeug und Eis am Kaiser-Wilhelm-Platz verkaufte, weigerte sich, mit Juden Geschäfte zu machen. Der Betrieb meines Vaters wurde ›arisiert‹, und

er wurde als Zwangsarbeiter beim Bau von Autobahnen in Werlte im Emsland eingesetzt. Es wurde immer schwieriger, die Welt, wie sie war und wie sie hätte sein können, zusammenzuführen.

Wir waren nicht nur dem Namen nach deutsche Juden, sondern sowohl in der deutschen als auch der jüdischen Kultur verwurzelt. Die Maßnahmen Hitlers führten dazu, dass wir unsere wahre Identität erforschen und überdenken mussten. Bis heute sehe ich es als fortwährende Aufgabe an, die idealisierte Welt, die ich im Kindesalter in meinen Gedanken erschuf, mit der Welt, in der sich mein Leben abspielt, in Einklang zu bringen.

Der viel geschmähte und falsch zitierte Philosoph Friedrich Nietzsche definiert das Dilemma der jüdischen Identität kurz und bündig im ›§ 205‹ seines Werkes *Morgenröte*: ›In Europa aber haben sie [die Juden] eine Schule von achtzehn Jahrhunderten durchgemacht, wie sie hier kein andres Volk aufweisen kann, und zwar so, dass nicht eben der Gemeinschaft, aber umsomehr den Einzelnen die Erfahrungen dieser entsetzlichen Übungszeit zu Gute gekommen sind.‹

3. GERÜCHE

Von Historikern wird erwartet, dass sie Tatsachen auf geordnete Weise darstellen. Sie bringen Ereignisse in eine zeitlich und örtlich logische Reihenfolge. Das ist jedoch nicht die jüdische Art, Geschichte zu schreiben. Für Juden ist Geschichte nicht nur eine systematische Aufzeichnung der Vergangenheit, sie ist auch eine Lehre für die Zukunft. Thomas Carlyle schrieb: ›Die Juden sind ein Volk ohne Geschichte.‹ Er hatte aber versäumt zu sehen, dass Geschichte eine Reaktion des Menschen auf seine Umwelt und seine Mitmenschen ist. Ich habe Ihnen etwas über meine Vorfahren und die, die mich am Anfang meiner Reise durchs Leben begleiteten, erzählt. Im Folgenden erhalten Sie Einblicke in das, was ich auf meiner Reise erfahren habe, wie ich mich daran erinnere und wie es mich zu dem Menschen gemacht hat, der ich heute bin. Wenn man versucht, sich an Ereignisse aus früher Kindheit zu erinnern, verschmilzt die Realität mit Geschichten, die in der Familie und von Freunden erzählt wurden. Es ergibt wenig Sinn, zu versuchen, die persönlichen Erfahrungen von den Geschichten zu

trennen. Geschichte und Geschichten sind zu meiner Lebenswirklichkeit verschmolzen.

Im Januar 1933 lebten wir in einem prachtvollen Viertel Breslaus, in einer 15-Zimmerwohnung in der Charlottenstraße 8. Die meisten Möbel waren speziell für diese Wohnung angefertigt worden, noch dazu waren mehrere antike Möbelstücke Teil der Ausstattung. Das große Wohnzimmer wurde mit zwei wunderschönen Kachelöfen geheizt, die eine Woche im Voraus angefeuert wurden, um die Zimmer für 25 oder mehr Gäste, die oftmals zum Abendessen geladen wurden, gemütlich zu machen. Das Dienstmädchen, Maria, das bei uns wohnte, zog zu solchen Anlässen ein besonderes schwarzes Kleid an, dazu eine weiße Schürze und eine weiße Haube, um die Gäste am Tisch zu betreuen und ihnen am Ende des Abends in ihre Mäntel zu helfen.

Die Perserteppiche, die mit Kelims – handbestickten Vorhängen – geschmückten Fenster und die wunderschönen Gemälde verliehen der Wohnung ein besonders vornehmes Erscheinungsbild. Es erforderte viel Personal, um unser Zuhause instandzuhalten. Wenn ich an viele dieser Menschen zurückdenke, empfinde ich noch immer eine große Zuneigung.

Jeden Morgen war Frau Wahl unsere erste Besucherin. Sie frisierte die Haare meiner Großmutter mit einem Lockenstab, den sie über einer Brennspritusflamme erhitzte. Bevor er auf den Haaren meiner Großmutter zur Anwendung kam, prüfte Frau Wahl die Temperatur des Stabs auf alten Zeitungsausschnitten. Den Geruch des angesengten Papiers und der Brennspritusflamme habe ich nie vergessen. Frau Wahl war nicht nur eine Bedienstete, sie war eine Freundin. Sie galt darüber hinaus als die ›Zeitung des jüdischen Breslau‹ und verbreitete die neuesten Gerüchte von Haushalt zu Haushalt.

Der französische Holzpolierer kam einmal im Jahr, um die Möbel zu restaurieren, und einmal im Monat klopfte der Hausmeister alle Perserteppiche im Hof und entfernte so den angesammelten Staub. Maria war für die Grundreinigung zuständig. Alle zwei Monate kam Frau Müßigbrot, um die ›große Wäsche‹ zu erledigen, und ihr folgte Klara, die Kleidungsstücke flickte.

Mittags holte Leo, der Fahrstuhlführer, das Mittagessen für meine Eltern bei uns Zuhause ab und brachte es ihnen ins Büro. Die Geschäfte

in der Stadt waren zwischen ein und zwei Uhr zur Mittagspause geschlossen, dafür blieben sie dann bis sieben Uhr abends geöffnet. Obwohl Leo nicht jüdisch war, sah er aus wie eine jener Karikaturen von Juden, die im antisemitischen *Stürmer* abgebildet wurden. Er musste eine große Familie ernähren, hatte außerdem ein Alkoholproblem und einen Buckel. Meine Eltern bemühten sich, ihm und seiner Familie zu helfen: Sie überließen ihnen immer Lebensmittelpakete und Altkleider.

Alle unsere Angestellten waren auch Freunde, und sie hatten immer ein liebenswertes Wort für mich übrig. Jeder von ihnen erzeugte einen unverwechselbaren und unvergesslichen Geruch, der meine Erinnerung an sie herbeizaubert. Die schwelende Zeitung, die französische Politur, der Geruch der Seifenlaugen von der Wäsche, der Weihnachtsbaum im Zimmer des Dienstmädchens, den ich zwar betrachten durfte, der in unserer Wohnung aber sonst nichts zu suchen hatte, und nicht zuletzt der Duft der Mittagessen, der aus der Tragetasche entwich, die Leo abholte.

Jeden Sonntagmorgen mieteten wir eine Pferdekutsche, die uns zum Frühstück in die *Terassen-Gaststätte* im Scheitniger Park fuhr. Während ein Orchester für die Frühstücksgäste spielte, gesellte ich mich zu all den anderen Kindern, die hinter dem Dirigenten standen und seine Bewegungen nachahmten. Auf dem Nachhauseweg statteten wir einigen Mitgliedern unserer großen Verwandtschaft einen Besuch ab. Wenn wir zurückkehrten, hatte Maria das Mittagessen schon vorbereitet. Nachmittags kamen Freunde meiner Eltern und Großeltern zu Kaffee und Gespräch. Ich war für diesen Anlass immer angemessen gekleidet. Danach ging ich mit Lotte spielen. Am frühen Abend wurde ich zu Bett gebracht, während meine Eltern in die Oper oder ins Theater gingen, Konzerte besuchten oder bei engen Freunden eingeladen waren. Gelegentlich kamen Verwandte aus anderen Teilen Deutschlands zu Besuch und wohnten bei uns.

Ich kann mich nur vage an einige der schillernden Persönlichkeiten, die uns besuchten, erinnern. Da war zum Beispiel Arnold Karfunkelstein, ein guter Freund meines Großvaters, der eine Villa in Scheitnig besaß. In seinem großen Garten züchtete er exotische Tiere, die er von seinen Reisen nach Afrika mitgebracht hatte. Arnold hatte auch die umfangreichste Briefmarkensammlung im ganzen Reich, die jedoch

nach 1933 beschlagnahmt wurde. Der Cousin von Opa, Paul Aufrichtig, arbeitete mit einem Antiquitätenhändler und Innenausstatter zusammen, der sich auf die Einrichtung von Schlössern und Herrenhäusern spezialisiert hatte. Die Gnadenfelds hatten ein Geschäft mit luxuriösen Lederwaren, das mittlerweile zum Wahrzeichen der Gartenstraße geworden war, Breslaus bekanntester Einkaufsstraße. Nach dem Krieg traf ich Herrn Gnadenfeld im Jüdischen Altenheim Berlin wieder. Er hatte das Ghettolager Theresienstadt überlebt – um genau zu sein, hatte sein Körper überlebt, doch sein Geist war verschwunden und es gab nichts, worüber wir hätten sprechen können. Dann gab es noch Familie Silbermann mit ihrem taubstummen Sohn Erich. Mir graute immer vor ihrem Besuch, denn Erich wollte nett zu mir sein, aber ich fand es sehr schwer, ihn zu verstehen. Rabbi Dr. Jacob Sängler kam oft, um Angelegenheiten der ›B'nai B'rith‹ zu besprechen. Obwohl das Leben in unserem eleganten und luxuriösen Umfeld frei von finanziellen Sorgen war, gab es doch viele Mitglieder der Jüdischen Gemeinde zu Breslau, die an der Armutsgrenze lebten und Hilfe benötigten.

Das ›Blutschutzgesetz‹, das am 15. September 1935 erlassen wurde, setzte all dem ein Ende. ›Arier‹ durften nicht mehr mit Juden verkehren, und die erzwungene Umsiedlung von Juden in kleinere Wohnungen machte die Aufgaben, die unser Personal einst für uns übernommen hatte, überflüssig. Sie alle waren sehr fleißige Menschen, und mit nur einer Ausnahme besuchten sie uns weiterhin im Schutze der Dunkelheit – um ihr Mitgefühl auszusprechen, Essen zu bringen und sich für die grausamen Taten der Nationalsozialisten zu entschuldigen. Leo, der Fahrstuhlführer, war die Ausnahme. Er begrüßte das neue Regime mit offenen Armen, trug seine braune SA-Uniform, fuhr mit seinen Parteigenossen auf offenen Lastwagen durch die von Juden bewohnten Stadtteile und schrie lauthals: »Juda verrecke!« Doch Leo konnte unseren Glauben an die anständigen Deutschen – die Menschen, deren Freundschaft und Andenken ich immer schätzen werde, – nicht erschüttern. Uns trennte so vieles: Altersunterschiede, Weltanschauung und die Weise, in der wir unseren Lebensunterhalt bestritten. Zwischen uns bestand aber eine tiefe Verbundenheit: Zuneigung und zwischenmenschlicher Respekt. Das Vermächtnis ihrer ehrlichen Arbeit ist in meinem Gedächtnis haften geblieben.

4. MEINE HELDEN

Meine Großväter – Opa Isidor Aufrichtig und Opa August Schneider – haben mein Leben entscheidend beeinflusst. Isidor starb im Dezember 1934, wodurch ihm die Jahre des Wahnsinns sowie die Auswirkungen des Holocaust erspart blieben. In dieser Zeit wurde alles, was er aufgebaut hatte, zerstört.

Einer der wertvollsten Gegenstände, die ich besitze, ist ein abgenutztes, schwarzes Stück Stoff. Nach genauerer Betrachtung erkennt man, dass der Stoff in besseren Zeiten ein Käppchen – die Kippa – gewesen war. Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater setzten sie zum Beten auf. Opa Isidor, geboren 1856, öffnete jeden Abend die Vorhänge seines Schlafzimmers, wandte sich in Richtung Jerusalem, schaute auf den im Winter schneebedeckten Garten und sprach sein Abendgebet. Oft beobachtete ich ihn heimlich dabei. Noch heute staune ich über die außergewöhnliche Bewunderung für die Welt, die im Ma'arivgebet zum Ausdruck kommt, und über das Privileg, die besondere Beziehung zwischen Schöpfer und Schöpfung zu erfahren. Am Sabbat und an wichtigen jüdischen Feiertagen besuchte Opa Isidor die Neue Synagoge mit Zylinderhut und im Nadelstreifanzug. An den weniger wichtigen jüdischen Feiertagen zog er es hingegen vor, Urlaub in Venedig oder in Karlsbad zu machen.

Isidor war ein äußerst begabter Mann, der sich Latein und Griechisch selbst beigebracht hatte. In seiner umfangreichen Bibliothek konnte man sowohl die großen Klassiker und moderne literarische Werke als auch Bücher zu Geschichte und Philosophie sowie Enzyklopädien finden. Er schrieb Gedichte, konnte gut zeichnen und besuchte regelmäßig Konzerte, Theater- und Opernvorstellungen. Opa Isidor kegelte, spielte Skat, baute ein bedeutendes Geschäft auf und pflegte herzliche Beziehungen zu seinen Gesellschaftern, Mitarbeitern und Kunden. Er finanzierte die Mitgiften und Hochzeiten seiner drei Schwestern, und in seinem Testament, das er vor dem Ersten Weltkrieg verfasste, hinterließ er ihnen ein ›kleines Geschenk‹ von je 100.000 Goldmark. Aus dem Sohn eines Dorfwirtes in Pitschen, Oberschlesien, war ein landesweit anerkannter Geschäftsmann geworden. Sein Damenmodengeschäft befand sich in der Junkernstraße im Herzen der Stadt. Nach dem Krieg wurde die Straße zur ›Ulica Ofiar